

Stephan Anpalagan  
Kampf & Sehnsucht in der Mitte der Gesellschaft

Schriftenreihe Band 11102

Stephan Anpalagan

# Kampf & Sehnsucht in der Mitte der Gesellschaft

Stephan Anpalagan, geboren 1984 in Sri Lanka und aufgewachsen in Wuppertal, ist Diplom-Theologe und Autor. Nachdem er viele Jahre in der Wirtschaft als Manager tätig war, ist er nun Geschäftsführer der gemeinnützigen Strategieberatung „Demokratie in Arbeit“. Er ist Lehrbeauftragter an der Hochschule für Polizei und öffentliche Verwaltung in NRW.



Diese Veröffentlichung stellt keine Meinungsäußerung der Bundeszentrale für politische Bildung dar. Für die inhaltlichen Aussagen trägt der Autor die Verantwortung. Beachten Sie bitte auch unser weiteres Print- sowie unser Online- und Veranstaltungsangebot. Dort finden sich weiterführende, ergänzende wie kontroverse Standpunkte zum Thema dieser Publikation.

Bonn 2024

Sonderausgabe für die Bundeszentrale für politische Bildung  
Bundeskanzlerplatz 2, 53113 Bonn

© 2023 S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Michael Rechl, Kassel

Umschlagfoto: © Leonhard Simon / Süddeutsche Zeitung Photo.

Boxveranstaltung in einem Bierzelt in Fürstenfeldbruck, 2022.

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-7425-1102-7

[www.bpb.de](http://www.bpb.de)

*Für Jasper*

# INHALT

<b>ICH LIEBE DIESES LAND</b> . . . . .	<b>9</b>
Almanya . . . . .	13
Arbeitskräfte . . . . .	20
Menschen . . . . .	27
Rotationsprinzip . . . . .	33
Feindbild . . . . .	39
Bitternis . . . . .	45
Sündenbock . . . . .	55
Bewährung . . . . .	70
Wohlwollen . . . . .	79
Liebe . . . . .	90
<b>WER WIR SIND</b> . . . . .	<b>107</b>
Bilder . . . . .	111
Beigerot . . . . .	122
Wohnzimmer . . . . .	133
Normalverbraucher . . . . .	138
Geschichte . . . . .	142
Identität . . . . .	148
Leitkultur . . . . .	159
Verletzungsvorgang . . . . .	164
Lächerlichkeit . . . . .	176

Widerspruch . . . . .	190
Ordnung . . . . .	199
Kutte . . . . .	208
Angstfigur . . . . .	216
Migrantisemitismus . . . . .	234
Abgrund . . . . .	249
<b>DAS ENDE DER SEHNSUCHT . . . . .</b>	<b>267</b>
Eimermenschen . . . . .	271
Standort . . . . .	284
Sehnsucht . . . . .	299
Anmerkungen . . . . .	304

**ICH LIEBE DIESES LAND**



»And I thank you  
For bringing me here  
For showing me home  
For singing these tears  
Finally I've found  
That I belong here«

*Depeche Mode - »Home«*

## Almanya

»Deutschland sagt Danke!«

So heißt die Veranstaltung, zu der Hüseyin Yılmaz eingeladen ist. Er, der 1 000 001ste Gastarbeiter, soll eine Rede halten. Über sich, sein Leben, seine Heimat. Über Deutschland. Und über die Türkei. Es gibt nur ein kleines Problem: Yılmaz ist leider während eines Türkeurlaubs, im Beisein seiner Familie, verstorben. Er hatte sich seine Worte sorgfältig zurechtgelegt, es gab viel zu erzählen. Wie er seine Heimat in Anatolien verlassen hat und nach Deutschland gekommen ist. Wie seine Frau mit den drei kleinen Kindern alleine zurückblieb. Wie er nach der Arbeit auf deutschen Baustellen nachts in seinem Bett lag, die Briefe las und die Bilder anschaute, die ihn aus der Ferne erreichten. Wie die Sehnsucht überhandnahm, die Verantwortung aber alle Zweifel an seiner Entscheidung einhegte. Wie die Familie eines Tages endlich wieder vereint war. In Deutschland. Wie seine Frau verzweifelt versuchte, in diesem fremden Land mit seiner fremden Sprache Brot und Milch zu kaufen. Wie ihm die Kinder entglitten, weil sie Deutsche wurden. Viel schneller als er. Er hatte viel zu erzählen. Über seine Identität und seine Zugehörigkeit. Über sein Kommen und Bleiben. Über die seltsamen Deutschen, die ihn

schlussendlich zu einem der Ihnen gemacht haben. Der rote Reisepass der Bundesrepublik Deutschland war der Beweis. Er war nun Deutscher. Deutschtürke. Deutscher mit türkischem Migrationshintergrund. Ein türkischer Alman.

Die Veranstaltung »Deutschland sagt Danke!« findet in Schloss Bellevue statt, dem Sitz des Bundespräsidenten. Im Beisein der Bundeskanzlerin Angela Merkel. Hüseyin Yılmaz wird seine Rede nicht halten. Das macht nun Cenk Yılmaz, der sechsjährige Enkel. Cenk ist sichtlich nervös. Als er an das Rednerpult tritt, schwebt das Mikrofon einen halben Meter über seinem Kopf. Während er redet, sieht man eine Zahnlücke dort, wo einmal sein Milchzahn war.

»Ich bin Cenk. Hüseyin Yılmaz ist mein Opa. Er ist vor kurzem gestorben. Aber ich weiß, was er sagen wollte. Wir haben zusammen geübt: Sehr geehrte Bundeskanzlerin und liebe Mitbürger. Ich danke Ihnen sehr, dass ich als 1 000 001ster Ausländer, der nach Deutschland kam, um zu arbeiten, heute zu Ihnen sprechen darf. Ich lebe seit 45 Jahren hier. Manchmal war es gut und manchmal schlecht. Aber jetzt bin ich glücklich. Früher hätte ich das nie für möglich gehalten ...«

Cenks Stimme wird leiser. Die Kamera richtet sich nun auf das Publikum, man sieht Cenks Eltern, die gerührt sind und stolz. Seine Großmutter Fatma Yılmaz ist zu sehen, die Witwe von Hüseyin Yılmaz, der die Tränen über das Gesicht laufen.

Es ist eine der letzten Szenen eines Films, der so heißt, wie viele Menschen in diesem Land ihre Heimat bezeichnen würden: *Almanya*.

In der allerletzten Szene sieht man die gesamte Familie Yilmaz in der untergehenden Abendsonne sitzen. Sie essen und trinken. Gemeinsam mit Freunden. Man sieht alle Figuren des Films, die Erwachsenen und ihre jüngeren Pendants. Der alte Hüseyin Yilmaz führt sein jüngeres Ich auf eine Sitzbank, klopft ihm liebevoll auf den Rücken und flüstert ihm etwas ins Ohr. Beide lachen.

Der Film endet mit den unsterblichen Worten von Max Frisch:

»Wir riefen Arbeitskräfte, es kamen Menschen.«

Während der Abspann läuft, bleibe ich noch eine Weile nachdenklich sitzen. Dieser Film macht etwas mit mir. Dieser Satz macht etwas mit mir.

Ich habe anderthalb Stunden lang mit Hüseyin Yilmaz mitgefiebert, der sich Hals über Kopf in eine Frau verliebt, die er mit viel Liebe und List gewinnen muss, weil er ihrem Vater nicht gut genug ist. Ich habe mit einem verzweifelten Hüseyin Yilmaz mitgeföhlt, der sich in einem fremden Land kaputt malocht, damit seine Kinder es eines Tages besser haben als er selbst. Ich habe schmunzelnd den Kopf geschüttelt, als sein daheimgebliebener Sohn Veli in der Türkei die Schule schwänzt, weil er seine Zeit lieber mit seinen Kumpels am Meer verbringt. Und ich habe dessen Bruder Muhamed bedauert, der schmerzhaft erfahren muss, dass die Freundschaft zu seinem vermeintlich besten Freund keinen Pfifferling wert ist, weil der ihn nur ausnutzt. Ich hatte Mitleid mit der Enkelin Canan Yilmaz, die ungewollt schwanger wird und nicht weiß, wie sie es ihrer

Mutter beichten soll. Und dem kleinen, zuckersüßen Cenk, der in der Schule ausgegrenzt wird, weil er in keine Gruppe so richtig hineinpasst. Ich war ratlos angesichts der erwachsenen Brüder Veli und Muhamad, die derart zerstritten sind, dass nicht einmal mehr Verachtung füreinander übrig bleibt. Und ich konnte nur erahnen, was für eine Überwindung es gekostet haben muss, als Veli den ersten Schritt auf Muhamad zugeht, um sich mit ihm zu versöhnen. Ich habe förmlich gespürt, wie Fatma Yılmaz' Herz zerreißt, als sie mit ansehen muss, wie ihr Mann stirbt. Nach 50 Jahren Ehe, in denen sie alles gemeinsam durchlitten und durchgestanden haben. Nachdem sie vier Kinder großgezogen, eine neue Heimat gefunden, Häuser gekauft und zuletzt über grüne und schwarze Oliven gestritten haben. Wie sich die Trauer auf sie legt und sie ahnt, dass die Einsamkeit und die Schwere nie wieder weggehen werden.

Während ich diesen Film schaue, macht sich ein diffuses Gefühl breit, und erst ganz zum Schluss, als die Worte von Max Frisch auftauchen, lässt es sich präzise bestimmen. Es geht in diesem Film nicht um die Geschichte der türkischen Einwanderer in Deutschland. Es geht nicht um Gastarbeiter und Integration. Es geht um Beziehung und Vertrauen, um Träume und Wünsche, um Verzweiflung und Hoffnung. Die Protagonisten dieses Films sind nicht in erster Linie Türken, sondern Ehemann, Großmutter, Vater, Bruder, Schwester, Enkel und Cousine.

Sie erscheinen beinahe wie echte Menschen. Obwohl sie Ausländer sind.

In diesem Land, in dem es Schulen, Friseure, Wellness-hotels und Krankenversicherungen für Hunde gibt, in dem

Hunde Menschnennamen<sup>1</sup> tragen und sich Hundehalter als »Hunde-Eltern«<sup>2</sup> bezeichnen, ist es noch immer ungewöhnlich, wenn Ausländer wie Menschen dargestellt werden.

*Almanya* hat zahlreiche Preise gewonnen. Das Fachpublikum war begeistert. Das Publikum der Berlinale war begeistert. Doch trotz der Qualität des Films, des Drehbuchs, der Schauspielerinnen, trotz der Verleihung des Deutschen Filmpreises in Silber in der Kategorie »Bester Film«, trotz einer Auszeichnung durch die Deutsche Film- und Medienbewertung mit dem Prädikat »besonders wertvoll«, trotz alledem kommen selbst die freundlichsten Besprechungen in liberalen Zeitungen nicht umhin, festzustellen, dass in dem gesamten Film »Integrationsdefizite« und »Ehrenmorde« ausgespart bleiben. Oder dass die beiden Schwestern, die diesen Film geschrieben und gedreht haben, keine Kopftücher tragen. Na sapperlot!

In der *Süddeutschen Zeitung* heißt es großzügig:

»Es ist schon ganz in Ordnung, wenn inmitten all der notwendigen Debatten über den Stand der Migration und Integration in diesem Land gelegentlich jemand daran erinnert, dass es auch Einwanderer gibt, denen die Integrationsproblematik wesentlich fremder ist als Sauerkraut.«<sup>3</sup>

Der *Tagesspiegel* schreibt:

»Es ist eben, auch wenn sich daraus starke filmische Dramen wie ›Gegen die Wand‹ oder ›Die Fremde‹ filtern lassen, nicht alles immer gleich ›Ehrenmord‹ oder pure Verzweiflung der nachgeborenen Einwanderergenerationen. Sondern es gibt

auch das Vorandrängen der Jüngeren, die neue Lebensentwürfe suchen und durchsetzen, es gibt sie, die Integration im Alltag, und darauf vor allem richtet ›Almanya‹ seinen Blick.«<sup>4</sup>

Auch das macht mich nachdenklich.

»Es ist eben nicht alles immer gleich ›Ehrenmord‹.«

Ist es das, was die Deutschen über die Ausländer denken? Die liberalen Deutschen aus der Mitte der Gesellschaft, die den *Tagesspiegel* lesen, die für den *Tagesspiegel* schreiben, über einen Film, der damit endet, dass der kleine Cenk Yilmaz in Anwesenheit der Bundeskanzlerin eine liebevolle Rede über seinen Großvater hält – auf einer Veranstaltung, die »Deutschland sagt Danke!« heißt?

»Es ist eben nicht alles immer gleich ›Ehrenmord‹.«?

Der Film zeigt Ehepaare, Eltern und Kinder, die ihr Leben, trotz aller Widrigkeiten, in Freiheit, Würde und Liebe bestreiten.

Als Fatma Yilmaz nach ihrer Ankunft in Deutschland ihren Kindern eine Freude bereiten will, kauft sie einen ca. 30 Zentimeter großen Weihnachtsbaum und läuft anschließend mit den unverpackten Weihnachtsgeschenken an den argwöhnischen Kindern vorbei. Die sind entsetzt. Die verpackten (!) Weihnachtsgeschenke gehören unter (!) den Weihnachtsbaum! Dann klingelt das Glöckchen! Und die Kinder dürfen die Geschenke vorher nicht sehen! Wegen Christkind und so! Fatma ist völlig entnervt. Die Szene lässt

sich in Sachen Schrägheit mittig zwischen der »Muppets Weihnachtsgeschichte« und dem »Früher war mehr Lametta«-Sketch von Lorient einsortieren. Eine muslimische Frau aus einem kleinen Dorf in Anatolien, die in einem deutschen Wohnzimmer einen windschiefen Miniaturtannenbaum aufstellt und ein Glöckchen läutet, um ihren Kindern eine Freude zu machen. Weil die unbedingt das christliche Weihnachtsfest feiern wollen.

Wie kann man diesen Film sehen und anschließend »Es ist eben nicht alles immer gleich ›Ehrenmord‹« schreiben? Selbst die menschlichste Regung eines Ausländers scheint nicht Mitgefühl, sondern Argwohn hervorzurufen.

Diese Ausländer sind in diesem Film ausnahmsweise einmal keine Projektionsfläche für Inländer. Sie müssen nicht als Boxsack erhalten, damit sich die Mehrheitsgesellschaft nach einem harten Tag an ihnen abreagieren und anschließend gut fühlen kann.

Im Gegenteil.

Der gesamte Film, das Ringen seiner Protagonisten mit ihrer Identität und ihrer Zugehörigkeit, das Hin-und-hergerissen-Sein zwischen Stolz und Angst, Vaterland und Muttersprache, Anerkennung und Ausgrenzung, alles das erreicht seinen Höhepunkt in den sechs Worten von Max Frisch, die ganz zum Schluss auf der Leinwand erscheinen.

»Wir riefen Arbeitskräfte, es kamen Menschen.«



## Arbeitskräfte

Es ist ein Satz, der über den Film und seine Protagonisten hinausragt.

Und wie das so ist mit unsterblichen Sätzen, hat sich auch dieser von seinem Schöpfer losgelöst und verselbständigt. Der Satz stammt aus dem Vorwort zu einem Buch über Gastarbeiter. Der Filmregisseur Alexander Seiler sprach dafür im Jahr 1965 mit zahlreichen Protagonisten über ihre Heimat, ihre Arbeit in der Fremde und ihre prekären Lebensbedingungen. Das Buch ist der Nachtrag zu einem Film, der ein Jahr vorher erschienen ist. Auch dort kommen die Gastarbeiter zu Wort, aber auch die Einheimischen, die sich über die Ausländer beschwerten.

Das Vorwort von Max Frisch lautet, leicht gekürzt:

»Ein kleines Herrenvolk sieht sich in Gefahr: man hat Arbeitskräfte gerufen, und es kommen Menschen. Sie fressen den Wohlstand nicht auf, im Gegenteil, sie sind für den Wohlstand unerlässlich. Aber sie sind da. Gastarbeiter oder Fremdarbeiter? Ich bin fürs letztere: sie sind keine Gäste, die man bedient, um an ihnen zu verdienen; sie arbeiten, und zwar in der Fremde, weil sie in ihrem eignen Land zur Zeit auf keinen grünen Zweig kommen. Das kann man ihnen nicht übelnehmen (...). Aber

das erschwert vieles. Sie beschwerten sich über menschenunwürdige Unterkünfte, verbunden mit Wucher, und sind überhaupt nicht begeistert. Das ist ungewohnt. Aber man braucht sie. Wäre das kleine Herrenvolk nicht bei sich selbst berühmt für seine Humanität und Toleranz und so weiter, der Umgang mit den fremden Arbeitskräften wäre leichter; man könnte sie in ordentlichen Lagern unterbringen, wo sie auch singen dürften, und sie würden nicht das Strassenbild überfremden. Aber das geht nicht; sie sind keine Gefangenen, nicht einmal Flüchtlinge. So stehen sie denn in den Läden und kaufen, und wenn sie einen Arbeitsunfall haben oder krank werden, liegen sie auch noch in den Krankenhäusern. Man fühlt sich überfremdet. Langsam nimmt man es ihnen doch übel. Ausbeutung ist ein verbrauchtes Wort, es sei denn, dass die Arbeitgeber sich ausgebeutet fühlen. (...) Aber sie sind einfach da, eine Überfremdung durch Menschen, wo man doch, wie gesagt, nur Arbeitskräfte wollte. (...) Es geht nicht ohne strenge Massnahmen, die keinen Betroffenen entzücken, nicht einmal den betroffenen Arbeitgeber. Es herrscht Konjunktur, aber kein Entzücken im Lande. Die Fremden singen. Zu viert in einem Schlafraum. Der Bundesrat verbittet sich die Einmischung (...); schliesslich ist man unabhängig, wenn auch angewiesen auf fremde Tellerwäscher und Maurer und Handlanger und Kellner und so weiter. (...) Sie arbeiten brav, scheint es, sogar tüchtig; sonst würde es sich nicht lohnen, und sie müssten abfahren, und die Gefahr der Überfremdung wäre gebannt. Sie müssen sich schon tadellos verhalten, besser als Touristen, sonst verzichtet das Gastland auf seine Konjunktur. Diese Drohung wird freilich nicht ausgesprochen, ausgenommen von einzelnen Hitzköpfen, die nichts von Wirtschaft verstehen. Im allgemei-

nen bleibt es bei einer toleranten Nervosität. Es sind einfach zu viele, nicht auf der Baustelle und nicht in der Fabrik und nicht im Stall und nicht in der Küche, aber am Feierabend, vor allem am Sonntag sind es plötzlich zu viele. Sie fallen auf. Sie sind anders. Sie haben ein Auge auf Mädchen und Frauen, solange sie die ihren nicht in die Fremde nehmen dürfen. Man ist kein Rassist; es ist schließlich eine Tradition, dass man nicht rassistisch ist (...). Trotzdem sind sie einfach anders. Sie gefährden die Eigenart des kleinen Herrenvolks, die ungern umschrieben wird, es sei denn im Sinn des Eigenlobs, das die andern nicht interessiert; nun umschreiben uns aber die andern. Wollen wir das lesen?«

Man muss unwillkürlich stutzen.

Unser Satz, der im Laufe der Zeit zu einer eigenen Kapitelüberschrift der deutschen Geschichte geworden ist, steht eingequetscht in einem Text, der mit den brachialen Worten »Ein kleines Herrenvolk sieht sich in Gefahr« beginnt. Und er lautet gänzlich anders, als ihn mancher in Erinnerung hat, und auch anders, als er in dem Film *Almanya* zitiert wird. Man ist noch mit dem »Herrenvolk« beschäftigt, weshalb man ihn beinahe überliest.

»Man hat Arbeitskräfte gerufen, und es kommen Menschen.«

Wenn man ihn so sieht, macht es den Eindruck, als hätte Max Frisch irgendwann genervt aus dem Fenster geschaut und anschließend voller Verärgerung über das, was er sah, eine technische Beschreibung des gesellschaftlichen Zustands in die Schreibmaschine gehackt. Das gesamte